

SANGAS LETZTER TANZ



SEIT JAHRHUNDERTEN MACHEN DIE EINWOHNER
DES INDONESISCHEN DORFES LAMALERA JAGD AUF
POTTWALE. ABER NUN STEHEN SIE VOR GEWALTIGEN
VERÄNDERUNGEN. DIE WALE BLEIBEN AUS

TEXT: MAIK BRANDENBURG
FOTOS: RONY ZAKARIA

SANGA TANZT. ER STEHT AUF EINER KLEINEN hölzernen Plattform auf dem Bug des Bootes. Fliegende Fische, die Spatzen der Meere, schießen durch den Wellenschnee und flattern in hektischem Zickzack über das Wasser.

Das Boot rast, Sanga taumelt, Gischt schlägt gegen seine Füße. Er geht leicht in die Knie, den Kopf schräg, die Hände hinter dem Rücken, als betrachte er nur verträumt die See. Er beugt sich nach vorn, dann wieder nach hinten, er verdreht die Hüften, er krallt die Zehen in die Planken. Das alles fast unmerklich. Es ist ein Pas de deux mit dem Boot nach der Musik des Windes.

Jetzt schreit Sanga. Die Worte lassen Baron, den Mann am Ruder, das Boot nach Luv und Lee dirigieren. Der Bug hebt sich, das Heck schlägt aufs Wasser, es krängt, die Männer suchen überall nach Halt. Es ist wie Rodeo auf dem Meer.

Unter Sanga gleitet der Schatten eines Riesenvogels. Er verliert sich in der Tiefe, er kommt wieder hoch, taucht ab, taucht auf bis nahe an den Kiel. Da ist noch ein Schatten und noch einer. Es ist eine Gruppe von Mantas, die unter dem Boot dahingleitet.

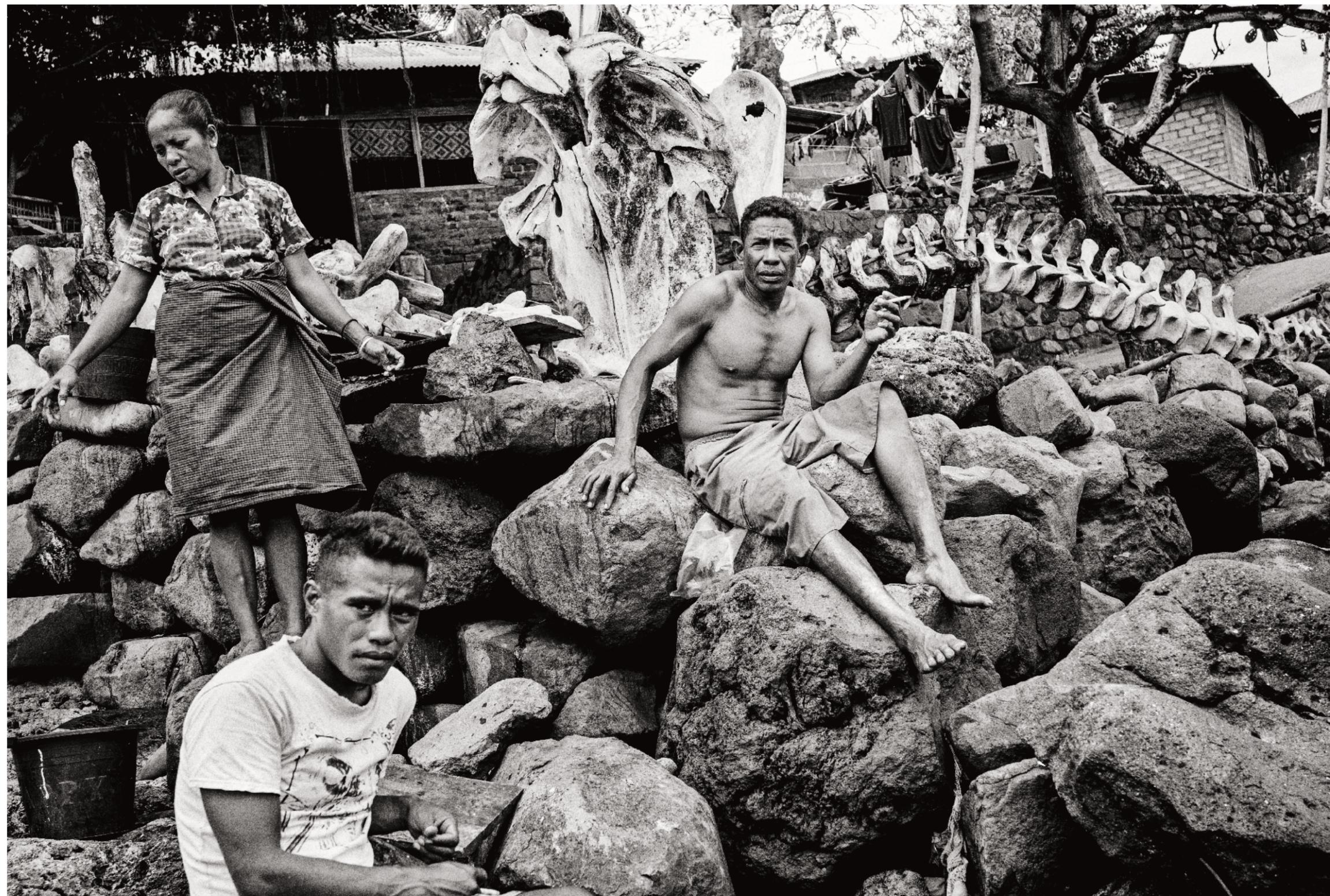
Sanga geht in die Hocke, er packt den langen Bambusspeer zu seinen Füßen, den *bamboo*. Der rostige, scharfe Haken daran sieht aus wie eine Letter des Todes. Sanga lässt keinen Blick vom Wasser, er sucht das Weibchen. Es schwimmt stets an der Spitze. Dieses muss er erwischen, sonst sind alle weg. Komischerweise fliehen die Männchen nicht, wenn das Weibchen fehlt. Sanga findet das dumm, „dumme Tiere“, sagt er. Allerdings sind sie nicht ganz so begriffsstutzig wie der Walhai, der sogar neugierig an seine Jäger heranschwimmt. *Lokiko* nennen ihn die Fischer darum, „blöder Hai“.

Sanga fixiert den Schatten. Hinter ihm legt Leuis das Seil zurecht, er sieht darauf, dass ihm nichts im Weg steht. Denn gleich wird das Seil über das Deck schießen, verknötet mit der Harpune, und wenn es sich strafft, ist der Manta verloren.

Sanga springt. Noch im Flug wirft er die Harpune auf den Schatten, die Augen geschlossen, die ganze Kraft im rechten Arm. Das zerschmetterte Wasser verschluckt alle beide, Sanga und den Schatten. Einen endlosen Moment lang sind beide verschwunden.

Ein Ruck lässt das Boot erzittern, das Seil hat sich gestrafft. Das Boot dreht sich, es schüttelt sich, es rast nicht mehr, es zwingt sich durch die Wellen, als seien sie plötzlich zäh wie Sirup.

Da endlich ist der Kopf Sangas, gleich neben dem



DIE EIN- WOHNER VON LAMALERA BETRACHTEN DIE WALE ALS EIN GESCHENK GOTTES

Vorhergehende Doppelseite Emmanuel Toba Bataona springt, um einen Pottwal zu erlegen. Der Harpunier an der Spitze des Bootes heißt *lamafa*. Um erfolgreich zu sein, müsse er, sagen die Dorfältesten, „ein reines Herz“ haben

Oben Der *lamafa* Stefanus Fotu Bataona (Bildmitte) im Kreis seiner Familie vor seinem Haus in Lamalera. Die Waljäger von Lamalera erlegen jedes Jahr 20 bis 30 Pottwale für den Eigenbedarf



Boot, er hievt sich hinein. Sanga greift das Seil, er zieht, Luis zieht, Stefanus, Henricus, die ganze Crew. Doch der Manta hat seine Schwinge in die Tiefe geschlagen, die er nicht hergeben darf, nicht um den Preis seines Lebens.

Die Männer lassen nicht los.

Als Sanga nach Hause kommt, legt er ein Bündel Mantafleisch neben den Herd, es könnte auch seine Aktentasche sein. Kein Triumph in den Augen, kein Wort über den Kampf. Er stellt die Harpune in die Ecke neben der Tür, er füttert sie mit etwas Reis und *tuak*, scharfem Palmschnaps. Dann darf sie sich ausruhen.

Sanga hat die Harpune von Odar, der ein großer Jäger war, er lebte nebenan. Odar starb, ohne je einen Wal verloren zu haben. Odar, der den *bamboo* so hart werfen konnte wie kaum einer. Odar, der Dutzende Mal auf dem Rücken eines Pottwals saß, der herunterfiel und wieder aufstieg. „Odar wusste, wann die Wale kommen“, sagt Sanga.

Aber die Wale sind weg. Auf den Gestellen vor den Hütten trocknen nicht die großen Fleischlappen, sondern Unterhosen. Grau liegen Hüftknochen, Rippen, die keulengroßen Oberschenkelknochen des letzten Wals vor den Hütten, die Reste längst verblichener Siege.

Wie eine Anklage liegen sie da. Sogar oben in Torusa, im Wald, mehrere Kilometer entfernt von Lamalera, dem Dorf der Walfänger, merken sie es, wenn unten am Strand ein Wal zerlegt wird. Wochenlang hängt dann ein scharfer Geruch über den Dächern.

Er quillt aus jeder Tür, von jeder Kochstelle, er strömt aus dem Atem der Einwohner Lamaleras, aus ihrer Haut. Er strömt

Oben Morgenmesse in Lamalera. Das Dorf ist katholisch, seit vor mehr als 100 Jahren Missionare hier strandeten. Rechte Seite Kirchlicher Segen, damit die Wale kommen. Im Frühjahr beginnt die Fangsaison

Seite 116 Ein erlegter Wal liegt in der Bucht. Das Fleisch wird unter den Familien des Dorfes verteilt.

Seite 117 Wer wie viel von dem Wal erhält, wird in einem ausgeklügelten Prozedere ermittelt



DIE WALE SIND WEG. VOR DEN HÜTTEN TROCKNET KEIN FLEISCH, SONDERN UNTERWÄSCHE

sogar aus ihrem Gesicht, das, so sagen es die Waldeute aus Torusa, dann viel freundlicher sei.

Lamalera. Der Wal hat das Dorf am Leben erhalten. Im letzten halben Jahrhundert brauchte die Gemeinschaft auf der Insel Lembata im Solorarchipel, östlich von Flores gelegen, dazu rund 1000 Pottwale. Er ist ein Geschenk Gottes. Seine Gaben sind nur für den Tausch mit den Leuten oben im Wald. Gegen deren Bananen, Mais, Brote. Er ist die Nahrung, die nie schwankt. Er hat Lamalera geschaffen und es durch die Zeiten geführt.

Als die Menschen, so lange ist das nicht her, vor Hunger an den Steinen leckten und vor Angst an den Stiefeln der Militärs, da war es der Wal, dessen Knochen sie auskochten für das teure Öl. Die Ärzte nahmen es gern, die Händler mit ihren großen Wagen, die Bürokraten packten es auf ihre Motorroller. Und sogar die fürchterlichen Soldaten waren freundlich. Es war der Wal, der die Jungen in die Schulen, auf die Universitäten schickte. Die Schüler legten sein Fleisch den Lehrern frühmorgens auf den Tisch. Der Wal opferte sich für die Kinder, damit sie sein Öl aus Herz und Lunge löffelten. Der Wal hat einen aus dem Dorf zum Minister in Jakarta werden lassen, zum Literaturprofessor in Yogyakarta, zur Ärztin in Kupang. Ein Teelöffel am Tag, jeder weiß das, ist gut für die Intelligenz. Der Wal hat aus Jungen Männer gemacht, die sich furchtlos auf Giganten werfen.

Sie tun es in Lamalera wie ihre Ahnen. Sie fahren hinaus, dem Wal bis dicht an den Rumpf, in einem schmalen Boot mit Platz für ein Dutzend Ruderer. Auf dem Bug der *lamafa*, der Harpunier, einen Speer, den *bamboo*, in der Hand, ein schar-



fer Haken daran. Und dann springt der *lamafa*, er wirft den Speer im Flug auf den Wal. Taucht dicht neben seinen Leib ein, taucht wieder auf, steigt zurück aufs Boot. Wirft wieder. Einmal, zweimal, es ist das Herz, eine Handbreit unter der Finne, das er treffen muss.

Spätestens beim siebten Mal sollte der Wal seine letzte Fontäne blasen. Die kühnsten Harpuniere erklimmen noch vorher den tobenden Berg. Das Gefährlichste ist der Schwanz des Wals, er schlägt zu wie die Faust Gottes. Und wenn er einen mit seinem gewaltigen Leib hinabdrückt, kommt man nicht mehr lebend hinauf. „*Clabo*“, rufen sie dem Harpunier vom Boot aus zu, „du schaffst es!“ Der Harpunier kriecht bis knapp hinter den Kopf des Pottwals. Dann zerschneidet er ihm das Rückgrat.

Lange steht Sanga auf seinem Hof und sieht aufs Meer. Der Wind bläst hin und her, das ist nicht gut. Dann kommt das Plankton kaum voran, und die Blauwale haben ihr Festmahl vor Lamalera. Blauwale aber will keiner, darin sind die Seelen der Verstorbenen. Auch die von Goris Klake, dem ein Wal die Brust zerschmetterte. An den Beinen zogen sie ihn

aus dem Wasser, er atmete. Drei Tage später erst brachten sie Goris nach Lewoleba ins Krankenhaus. Denn zuerst musste er noch den Streit mit seiner Frau schlichten. Wie sollte er denn sterben, fragen sie in Lamalera, wenn er sich nicht mit seiner Frau vertragen hätte?

Fontänen steigen in der Ferne auf. Sie schießen in einem geraden Strahl nach oben. Pottwale aber machen einen krummen Blas. Sanga schnauft leise. Wo Blauwale sind, bleiben die Pottwale fern. Sanga schöpft Wasser aus einem Bassin, er spült das Salz von der Haut, rubbelt seinen schwarzen Schopf, er rotzt das Meer aus der Nase. Seine Seh-

nen, die Adern spannen unter der braunen Haut. Sangas Frau ruft zum Essen, doch er hat keinen Appetit. Nicht auf Manta, er will Walfleisch. Am besten das Herz, er hat schon viele gegessen. Er mag sie am liebsten frittiert und mit einem Papayablatt gegen den bitteren Geschmack. In einer Ecke liegt ein zerschlissenes *leo*, das Seil, an dem die Harpune befestigt ist. „*Baleo*“, rufen die Jäger, wenn sie einen Wal entdecken, „greift das Seil!“ Dann rennt das ganze Dorf an den Strand.

Vorigen April waren sie zum letzten Mal am Ufer versammelt. Damals warfen sie ihre Geschenke für den Wal ins Meer, wie seit Jahrhunderten. Ende des Frühjahrs ist das Ufer ein Lichtermeer, Kerzen, Fackeln. Dann beginnt die Fangsaison mit einem großen Ritual am Strand, der *lefa*. Der Priester trägt den heiligen Petrus aus der Kapelle neben den Bootshäusern, er steckt ihm einen neuen *bamboo* in die Linke, er putzt den Himmelsschlüssel und die Walknochen, die dem Heiligen zu Füßen liegen. Er besprenkelt das *leo*, in das die Frauen des Dorfes übers Jahr neue Fäden geflochten haben, mit gesegnetem Wasser. Das Meer ist trunken vom scharfen Arrak, den sie ihm krügelweise eingießen. Bunt geschmückte Boote, Lampions in den Zweigen. „Herr, vergib uns unsere Sünden“, ruft der Priester. „Und du auch, Wal, vergib uns“, rufen die *lamafas*.

Lautsprecher wehten die Gesänge weit aufs Meer. Der Wal, der Manta, der Orca haben ihr eigenes Lied. Auch die Frauen der Matrosen: „Bitte, ihr Mütter und Witwen, helft uns, den Fisch an Land zu ziehen.“ Der Dorfälteste erinnerte daran, niemals auf See zu fluchen, so etwas mache den Wal wütend. Niemand auch solle mit seinen Jagden angeben, der Wal hasst die Eitelkeit. Küsst eure Frau, bevor ihr ins Boot steigt, mahnte der Priester. Streitet euch nicht mit anderen, flucht nicht und vor allem: Pisst nicht in die Wellen, damit ihr ihn nicht beschmutzt.

Doch es hat nichts genutzt. Die Wale bleiben weg. Den letzten brachten sie vor vielen Monaten an Land. Es war ein 18 Meter großer Bulle. Ein Pottwal, natürlich. Es geht nur um die Pottwale, egal, was sie sonst noch fangen. Er ist, sagen sie hier, ein Geschenk Gottes. Er ist das Erbe der Vorfahren. Darum auch nehmen sie keine Köder. Der Wal, sagen die Fischer, suche sich das Boot selbst aus, das ihn fangen darf.

Sanga, muskulös, fettlos, ein 55-jähriger Großvater im Körper eines 30-Jährigen, steht auf der Mauer seines Grundstücks, aus Muscheln, Steinen und Walwirbeln hat er sie zusammengesetzt. Über ihm Bonas Haus, unter ihm das von Lewis. Mit zwölf Jahren saß Lewis zum ersten Mal im Boot, ganz hinten, noch hinter den Matrosen. Er musste Wasser ausschöpfen und zugucken. Lewis, 30 Jahre, hat sich nach vorn gearbeitet. Bald wird er seinen ersten Wal stechen.

Auch die Häuser von Stefanus und von Henricus stehen hier. Sie sind Teil der Crew, Teilhaber der „*Dolutena*“. Sie haben das Holz geschlagen, den Motor bezahlt, sie werden ihren Teil vom Wal bekommen. Es ist ein ausgeklügeltes, streng beachtetes System, das den Wal zerlegt. Am Kopf darf sich der Kapitän bedienen, rund um die Rückenflossen schneidet die Crew, so lange, bis eine Hälfte des Wals verteilt ist. Der Rest geht an die Bootsbauer, die Lehrer der kleinen

Schule im Oberdorf, an den Priester. Die Alten, die Witwen, die Waisen und die Invaliden Lamaleras nehmen sich die immer noch fetten Reste an der Schwanzflosse.

Von seinem Hof hat Sanga einen weiten Blick über die Bucht. Das halbe Dorf ist auf diesem Steilhang gebaut, jeder Hof so groß, wie der Schatten des Daches reicht. 2000 Menschen wohnen in Lamalera. Das Dorf hat einen Strand mit Bootshäusern und einer kleinen Kapelle darauf, eine Straße führt hinab, die hinter dem Strand unvermittelt steil aufsteigt, ein Kliff hinauf zu den Häusern des Oberdorfs.

Sangas Hütte aus Felsgestein, aus Holz und Wellblech steht in der Mitte der Bergflanke, die sich vom Ufer bis an den Rand des Waldes und weiter bis knapp unter den Himmel erhebt. Der Berg ist ein granitener Brontosaurus, sein Kopf taucht irgendwo auf der nördlichen Seite der Insel ins Wasser. Dort, wo der gewaltige Schwanz der Echse mit seinen Schuppen aus kantigen Blöcken ins Meer reicht, beginnt das Dorf Lamalera.

Sanga geht hinunter zum Strand. Hier sitzt seine Crew, dazu die Alten im Schatten der Bootshäuser. Sanga räuspert sich, dann spuckt er aus. Roter Speichel färbt zerstampfte Muscheln. Es ist die Stunde der Betelnuss, der frühe Nachmittag, die Männer kauen sie mit etwas Kalk und einer stinkenden Bohne. Sie rauchen ein Kraut aus dem Wald über ihnen, in dünne Palmbblätter gewickelt, sie reichen *tuak* herum, den scharfen Schnaps aus Kokosnussmilch. Sie knüpfen an Netzen, mit den Zehen straffen sie die Maschen, die Zähne ziehen am Garn, eine Kerze brennt die losen Enden weg.

Die Männer sehen auf. Ein neues Boot stößt auf den Strand. Es ist die „*Teriheri*“ von Lambertus. Der Harpunier hält triumphierend den Rest einer Plastikleine in die Höhe. Haken sind daran, sie gehören taiwanischen Fischern. Sie sind der Grund, sagen die Leute von Lamalera, dass sie immer weniger Haie oder Gelbflossenthunfische speeren können. Immer wieder auch rammen die Walfangboote, die Peledangs, des Nachts die unbeleuchteten Schiffe der Wilderer aus dem Norden.

Die „*Teriheri*“ sieht auch deswegen ziemlich ramponiert aus. Doch das macht nichts. Die Peledangs sind unsterblich. Unsterblich wie ihre Namen, mag das Holz auch vermodern. In solchen Booten stießen die Ahnen einst auf den schwarzen Strand von Lamalera, vor einem halben Jahrtausend mag das gewesen sein. Sangas „*Dolutena*“, die „*Teriheri*“ von Lambertus sind so alt wie das Dorf. Nur das Holz ist neu. Lambertus bindet sich die Leine wie eine Trophäe um den Hals. Die Männer am Strand lachen.

Der Fang der „*Teriheri*“, ein Marlin, ist in Minuten zerteilt. Frauen kommen und tragen die Brocken auf ihren Köpfen nach Hause. Die Kinder greifen sich das Schwert des Marlins, die Peitsche eines Rochens und rennen johlend gegen sie an. Ein Huhn, an einen Walwirbel gebunden, zerrt um sein Leben.

Elias, ein hagerer Hüne, reißt den Kindern das Schwert aus den Händen und wirft es verächtlich ins Wasser. Die längste Zeit seines 73-jährigen Lebens war er ein Harpunier, ein *lamafa*. Nun sieht er schlecht, darum fährt er nicht mehr hinaus. Doch Elias trägt noch immer zwei Eimer voller Fische vom Strand den Hang hinauf zu seinem Haus. Dort hängt ein Foto, es zeigt die hoch aufragende Finne eines Orcas. Es zeigt auch



eine Hand, die dicht daneben aus dem Wasser stößt. Es ist Elias' Hand, sie hält ein langes Messer. Es ist der Moment kurz vor dem entscheidenden Streich, der dem Orca die Gedärme zerreißen wird.

Als ich jung war“, sagt Elias, „brauchten wir kein Geld. Heute müssen wir für alles bezahlen. Benzin für die Motoren, für die Kettensägen, sogar für das Holz wird Geld verlangt. Darum bleiben die Wale weg. Wegen des Geldes.“

Die alten Männer des Ortes nicken. Sie sitzen unter den Palmbblättern der Bootsschuppen und rauchen. Sie wischen den Schmutz von den Planken, sie puhlen an Netzen. Immer wieder stehen sie auf, um ein Boot ins Wasser schieben zu helfen; sie packen zu, wenn eines herausgeholt werden muss. Sie kehren zurück mit einem Bündel Fischen, mit ein paar Zigaretten. Die Sohlen ihrer Füße sind schwarz, verkohlt vom brennenden Sand, auf dem sie selbst in der Mittagsglut ohne Schuhe laufen.

Die Alten murmeln und pusten Zigarettenrauch gegen die Sonne. Dann erzählen sie von ihren Söhnen, die längst in Jakarta sind oder sonstwo. Sie gehen auf den Bau, in die Hotels. Jene, die bleiben, hätten keine Lust mehr zum Fischen. Sie stellen ein paar Netze und rufen dann ihre Freundinnen vom Boot aus an. „Idioten“, ruft Baron, sein Baby Rosa im Arm, die Zigarette im Mund. Zwei Jahre tischlerte der 25-Jährige auf Bali. „In der Stadt müssen sie sogar für die Toiletten bezahlen.“ Mit seinem letzten Geld kaufte sich Baron die Reise zurück nach Lamalera. Nun sitzt er wieder in Sangas „*Dolutena*“. „Ich habe jetzt keine Rupiah mehr“, sagt Baron. „Aber hier ist es viel leichter.“ >

**DER DORF-
ÄLTESTE
BITTET,
NIEMALS
AUF SEE ZU
FLUCHEN.
DAS MACHE
DEN WAL
WÜTEND**

**AM KOPF DES
POTTWALS
BEDIENT SICH
DER KAPITÄN,
DIE CREW
SCHNEIDET
RUND UM DIE
RÜCKEN-
FLOSSEN**



Einmal kamen Walschützer ins Dorf. Und mussten gleich wieder gehen. „Wir haben sie aber nicht aus dem Dorf geprügel, wie es in den Zeitungen stand“, sagt Sebastianus, der Einarmige. „Wir können kämpfen, ja. Aber mit unserem Kopf.“ Die Walschützer wollten den Walfang nicht mehr verbieten, sagen die *lamafas*, sie hätten gelernt. Sie versuchten es mit Geld. Sie geben Geld für Netze, Geld für Reis. Als ob es ums Geld gehe und nicht um die Tradition. Als ob nicht gerade das Geld die Falle sei. Die Walschützer bringen Videos mit, in denen Tiere grausam getötet werden. Sie wollen ein kleines Gästehaus bauen lassen und ein Schiff für das Whalewatching kaufen. Sie zeigen den Schülern in Workshops, dass man sein Leben auch mit anderen Dingen fristen kann.

„Ha, Whalewatching!“, ruft Baron. „Und wir dürfen dann nur Touristen beobachten, wie?“

Leuis sagt, am meisten vermisse er die Gesänge der Männer. „Stell dir vor, zehn, zwölf Peledangs, die rausfahren, was war das für eine Musik.“ Sie sangen auch, wenn sie zurückkamen, ein fröhliches Lied mit dem Wal im Schlepp, ein trauriges, wenn der Wal entkommen war und bestenfalls ein paar Tage später wieder in den Nachrichten auftauchte: als ein vor Flores oder Kupang angeschwemmter Kadaver, die Harpune noch im Nacken.

Heute, mit den Motorbooten, hört man nur noch das Rattern der Außenborder. Sie rudern nicht mehr die ganze Strecke, sie ziehen kaum noch die Segel auf. Das Motorboot bringt das Peledang bis zum Wal, erst dann wird es abgekoppelt und die Riemen übernehmen. So wird die teure Technik geschont, es hat nichts mit der Tradition zu tun. Warum auch

Oben Lembata ist die größte Insel des Solorarchipels.

Rechte Seite Elias Blio Beding, 73, mittlerweile im Ruhestand, hat sein ganzes Leben Wale harpuniert. Hier posiert er mit dem Gebiss eines Wals, den er vor einigen Jahren gefangen hat

EINE GLOCKE TÖNT. IN DER KIRCHE OBEN IM DORF BETEN SIE JEDEN TAG FÜR DIE RÜCKKEHR DER WALE

sollten sie singen, fragt Leuis, wo es ja doch niemand mehr hört bei dem Lärm der Maschinen?

Die Kinder dribbeln um die im Sand liegende Beute des Tages, um Haie, Marline, Mantas, die von immer neuen Booten angelandet werden. Eine Glocke tönt. In der Kirche oben im Dorf beten sie jeden Tag für die Rückkehr der Wale. Vor dem Portal steht die Statue eines deutschen Missionars, er hat den Glauben Anfang des 20. Jahrhunderts nach Lamalera gebracht. Er steht in einem Boot, die Bibel in der einen Hand. Manche bringen ihre Harpunen zur Andacht mit und legen sie vor der Tür ab. Man weiß ja nie, wie schnell so eine Messe wirkt.

Obwohl niemand wirklich glaubt, dass es heute passiert. Die Männer am Strand sind sich einig: Zu viel ist geschehen, seit der letzte Wal gefangen wurde, zu viel, was die sensible Seele des Wals verletzt haben könnte. „Es ist wegen Don. Er lebt jetzt in Los Angeles mit einer verheirateten Frau“, sagt Henricus, auch er einer dieser unglaublichen Alten: das Gesicht voller Falten, doch der Körper eines jungen Boxers. „Fremdgehen ist eine Sünde, die der Wal nicht verzeiht.“

„Es ist wegen des Kopfes, er ist einfach weggespült worden“, sagt Leuis. Irgendwer hatte den Schädel des letzten Pottwals an den großen Stein am anderen Ende des Strandes angebunden. Am nächsten Tag war er weg, der Wind hatte ordentlich geblasen in der Nacht. Es ist nicht gut, wenn sich das Meer den Wal zurückholt.

„Vielleicht haben wir etwas bei der Zeremonie vergessen“, sagt Sebastianus und hebt den Stumpf, der einmal sein rechter Arm war. Er verlor ihn an einen Manta. Ein

unbedachter Moment beim Wurf. Der Manta hatte ihn hinabgezogen, die Mannschaft gab ihn verloren. Sie reichten Dion, seinem Sohn, das Messer, um das Seil zu kappen. Dion holte aus.

Doch Sebastianus kam wieder hoch, das Seil der Harpune bis auf den Knochen eingeschnitten. „Menschenblut riecht wie Mantablut“, sagt Sebastianus.

Sanga bleibt stumm. Was soll er auch sagen an diesem Tag, der wieder keinen Wal gebracht hat? Nur die immer gleichen Vermutungen über seine Abwesenheit. Tausend gute und schlechte Gründe, tausendmal durchgekaut und wieder ausgespuckt wie zu kurz gekochten Tintenfisch. Wortlos verlässt Sanga die Runde.

Ein dunkler, großer Vogel schwirrt dicht über seinem Kopf. Er erschrickt, zieht den Kopf ein. Dann blickt er finster auf die vier Koreaner am Ufer, Kameras in den Händen, Mikrofone. Sie beachten ihn nicht. Ein Koreaner starrt in den Himmel, ein Pult vor der Brust. Er dirigiert eine Kameradrohne, die mal starr über einem Boot steht, mal knapp über die Köpfe der Fischer rauscht. Schon am Abend zuvor war sie über das Dorf geflogen, sie hatte ihr Auge auf die Höfe geheftet, kreiste dicht über den Verschlägen, in denen sich die Frauen wuschen. Die meisten Toiletten von Lamalera haben keine Dächer. Heute waren die Koreaner mit Menengah auf dem Meer, sie haben viel Geld geboten, wenn er ihnen einen Wal bringt.

Über drei Millionen Rupiah sollen es sein, mehr als 200 Euro. Im April kam eine Japanerin auf die Insel. 50 Millionen Rupiah soll sie für den Unterkiefer eines Pottwals bezahlt haben, das waren umgerechnet 3000 Euro. Immer mehr Touristen entdecken das Dorf, sie fragen zuerst nach den Preisen für eine Jagd auf den Peledangs. Sie wollen tellergroße Walsteaks, die sie nach dem ersten

Bissen nicht mehr anrühren. Die Touristen hocken wie gewaltige Seepocken auf den Walleibern, sie fotografieren sich in den riesigen Rachen, sie reiten auf den toten Haien.

Das Märchen vom edlen Wilden

Lamalera ist weltbekannt. Nicht nur für seine Waljagd, sondern auch für die Selbstlosigkeit seiner Einwohner, die ihren Walfang, so heißt es, gerecht auf das ganze Dorf verteilen. Ein Grund für diese Popularität sind Fachartikel, die der Evolutionsbiologe Joseph Henrich von der Harvard University Anfang der 2000er-Jahre veröffentlichte. Er hatte Menschen aus 15 weltweit verstreuten Nationen darin verglichen, inwieweit sie egoistisch oder altruistisch, selbstlos, sind. Er hatte die Versuchspersonen das sogenannte Ultimatumspiel spielen lassen, bei dem es darum geht, einen bestimmten Geldbetrag gerecht zu verteilen. Die Bewohner von Lamalera schnitten besonders gut ab, weil sie etwa zwei Drittel des Geldes an andere weitergaben.

Das Image der großzügigen Walfänger hält sich bis heute, immerhin ist das Teilen von Walfleisch Alltag auf Lamalera. So altruistisch aber sei das nicht, sagt Christoph Antweiler, Kulturanthropologe und Südostasienexperte an der Universität Bonn. „Das Fleisch wird in zwei Runden verteilt: Die erste läuft in der Öffentlichkeit ab, ist streng formalisiert und verläuft nach festen Regeln. Hier spielen vor allem die Hierarchien eine große Rolle.“ Den mutigen Harpunieren steht ein relativ großer Teil der Beute zu, auch die Bootsbesitzer oder Bootsbauer kommen gut weg. Die Ruderer dagegen erhalten einen kleineren Teil. Auch die zweite Verteilrunde ist nicht rein altruistisch. In Runde zwei wird das Fleisch an die Familien, Nachbarn und Freunde verteilt. „Und da wird sehr genau darauf geachtet, wer wie viel bekommt. Freunde oder Nachbarn, von denen ich mir eine gelegentliche Gegenleistung erhoffe, erhalten mehr als andere, von denen ich in Zukunft eher nichts zu erwarten habe.“ Auch auf dem weltentrückten Lamalera spiele das Prestige, der Sozialstatus, eine Rolle. „Auch hier gilt: Tue Gutes und rede darüber. Führungspersonen gewinnen an Status, wenn sie sich großzügig zeigen.“

Lamalera, sagt Antweiler, sei ein Beispiel dafür, wie sich das Stereotyp vom „guten Naturvolk“ hartnäckig halte. „Viele denken, diese Gruppen seien per se weniger egoistisch als Menschen in den Industrienationen. Das stimmt nicht.“ Und das wurde schon damals beim Ultimatumspiel von Henrich deutlich. Europäer zum Beispiel teilten meist fifty-fifty und verhielten sich damit ebenfalls recht fair. Im Hinblick auf Verteilungsgerechtigkeit beim Walfang ist Lamalera also nicht außergewöhnlich. Außerdem wurden Wale in den vergangenen Jahren selten erlegt, weil dort immer weniger auftauchten. Seitdem fangen die Einwohner vermehrt Haie. Und auch sonst spielt auf der Insel die normale Fischerei die Hauptrolle, weil die Wale jedes Jahr nur für wenige Wochen vorbeiziehen. Trotz allem bleibt der Walfang dort eine wichtige Tradition, die für die Bewohner identitätsstiftend ist.

Tim Schröder

Manila, Philippinen. Seither ist er für internationale Publikationen wie „The New York Times“, „The Wall Street Journal“, „National Geographic“, „Le Monde“, „Geo“, „The Guardian“ oder „Monocle“ tätig. Seine Werke werden auch in Galerien und auf Festivals gezeigt.

Im vergangenen Jahr war eine Abordnung des Dorfes in Jakarta. Es war ein Treffen im Fischereiministerium, viele Fischer des Landes waren dort. Alle anderen Delegationen, sagt Sanga, hätten nach größeren Booten gefragt, nach stärkeren Motoren, nach mehr Benzin. „Und, was wollt ihr?“, habe der Mann des Ministeriums die Leute von Lamalera gefragt. „Lasst uns in Ruhe“, lautete die Antwort.

Als die Dämmerung über Lamalera hereinzieht, sitzt Sanga mit Leuis auf seiner Mauer. Seine Frau schöpft Meerwasser aus einem kleinen Bassin in einen Eimer, dort wird es kochen, bis sie das Salz vom Boden schaben kann. Die Sawusee glitzert, zwischen den noch blassen Sternen ziehen dunkle Wolken. „Sieh mal, ein Wal“, sagt Leuis. „Der dicke Kopf, der Leib, der Schwanz. Das ist ein gutes Zeichen.“ ☺

Maik Brandenburg, Jahrgang 1962, freier Autor auf Rügen, bekam während seines Aufenthalts in Lamalera keine Wale zu Gesicht. Das gelang ihm erst wieder zu Hause auf Rügen. Dort konnte er bei einer Erkundungstour auf der Ostsee immerhin Schweinswale beobachten. Mehr Inselerlebnisse gibt es in seinem Buch „Rügen neu entdecken“.

Rony Zakaria, Jahrgang 1984, lebt als Fotograf in Jakarta. Er hat einen Abschluss in Mathematik und Informatik. Nach seinem Diplom begann er seine Karriere als Fotograf und studierte Fotojournalismus bei Galeri Foto Jurnalistik Antara. 2009 erhielt er ein Stipendium für eine Ausbildung am Asian Center for Journalism in